

Inhalt

<u>Angelika Wilmes</u>	„Eher geht ein Kamel durch ein Nadelöhr als ein Reicher ins Himmelreich!“
<u>Ludwig Wilmes</u>	Erinnerungen an Hans Werners - Ein Rückblick
<u>Dr. Paul Schladoth</u>	Festliche Erinnerung an Dr. Hans Werners Freitag, den 17. September 2004, Pfarrzentrum Nienberge
<u>Paul M. Zulehner</u>	Kirche im Umbau (Teil 3)
<u>Jahrestagung 2004</u>	Zukunft der Gemeinde - Gemeinde der Zukunft Thesen zur Jahrestagung des Freckenhorster Kreises am 01. und 02. Oktober 2004
<u>Ferdinand Kerstiens</u>	Brief an Valentin Dessoy
<u>Termine</u>	
<u>Günther Grothe</u>	Bedenken
<u>Angelika Wilmes</u>	„... Dann ereignet sich Gott“ Abendveranstaltung des Freckenhorster Kreises mit Prof. DDR. Gotthold Hasenhüttl am 26.11.2004 im Franz-Hitze-Haus
<u>Erika Becker</u>	Margret Greiner: Miss, wie buchstabiert man Zukunft?
<u>Lama Tarayra</u>	Rede anlässlich der Friedensgala im Theaterhaus Stuttgart am 25.9.2004
<u>Ludger Funke</u>	Was tut sich im Ständigen Arbeitskreis?
<u>Angelika Wilmes</u>	Sprachstörungen

**„Eher geht ein Kamel durch ein Nadelöhr als ein Reicher ins Himmelreich!“
(Mk 10, 25)**

von Angelika Wilmes

"Nie haben wir mit unseren Freunden so viel Spaß gehabt wie in der Nachkriegszeit, als wir alle nichts hatten!" Mit diesem wehmütigen Satz pflegte meine Mutter die Veränderung zu kommentieren, die der wachsende Wohlstand der fünfziger Jahre in ihrem Freundeskreis mit sich gebracht hatte. Ich habe das nie als Idealisierung der schwierigen Nachkriegsjahre verstanden. Vielmehr spricht aus diesem Satz eine Erfahrung, die man verallgemeinern kann: Reichtum, auf welchem Niveau auch immer, verändert uns und unser Leben. Er bringt Bequemlichkeit, ermöglicht Selbstbestimmtheit und Freiheit. Oder vielleicht doch nicht? Macht er uns nicht sogar ärmer? Wie sind denn unsere täglichen Erfahrungen mit den Segnungen des Geldes?

- Wir schaffen uns neue Möbel an, und plötzlich heißt es: schonen statt wohnen.
- Wir meinen, unser Auto hilft uns, Zeit zu sparen, und dann hetzen wir von Termin zu Termin. Das Auto macht's ja möglich.
- Wir brauchen unbedingt ein Handy, sind überall erreichbar, aber nicht mehr Herr unserer Zeit.
- Wir kommen zu Rang und Namen und brauchen Freunde mit Beziehungen, aber wir vermissen ungezwungenes Vertrautsein und ehrliche Herzlichkeit.

Sonderbarerweise lernen wir aus all diesen Erfahrungen nichts, selbst wenn wir den Mechanismus durchschauen. Der vordergründige Reiz des Habenwollens überrumpelt uns immer wieder. Denn das ist das Tückische am Besitz: Er schreit nach mehr. Er lullt uns ein durch Gewöhnung. Vom erreichten Standard gibt es nur den Weg nach oben; ein Abstieg ist das absolute Unglück. Die kollektive Form dieser Sucht, nämlich das geradezu irrationale Fixiertsein auf unser "Wirtschaftswachstum", ist heute allgegenwärtig.

Vielleicht läßt sich vor diesem Hintergrund besser verstehen, warum der reiche junge Mann in unserer Perikope finster und traurig davongeht. Er ist schon dem Sog des Besitzes verfallen. Sich von dessen Annehmlichkeiten, vom Ansehen, das er verschafft, von der Sicherheit, die er bietet, zu trennen – das bringt er nicht über sich.

Dabei ist er schon einen Schritt weiter, als die meisten von uns. Er hat gemerkt, daß ihm etwas fehlt, und er hat in Jesus jemanden gefunden, bei dem "Lebensqualität" erfahrbar wird. Ihm traut er eine Antwort auf sein Fragen zu. Die Antwort, die er dann von Jesus bekommt, hat er allerdings nicht erwartet. Die Aufforderung, alles zu verkaufen zugunsten der Armen, um dann besitzlos und ohne feste Bleibe mit Jesus durchs Land zu ziehen, trifft ihn unvorbereitet gerade dort, wo er sein Leben verankert hat.

Mit der Aufgabe seines Besitzes meint er den Boden unter den Füßen zu verlieren. Zwiespältig - finster und traurig - läuft er weg.

Mich erstaunt an der Perikope vor allem die heftige Reaktion der Jünger auf das Wort Jesu vom Nadelöhr. Die Jünger erschrecken und geraten außer sich. Jesus konfrontiert sie mit einer Lebens- und Glaubenseinstellung, die für sie höchst schockierend ist, unerhört im wahrsten Sinne des Wortes. Reichtum, der auch damals schon Ansehen und Einfluß verlieh wie kaum sonst etwas, soll ein fast unüberwindliches Hindernis auf dem Weg in die Gottesherrschaft sein? Das verunsichert und erschüttert sogar die einfachen Menschen um Jesus, die doch selbst kaum etwas besitzen.

Wir dagegen lassen uns nicht schockieren von diesem Evangelium und seiner Botschaft. Großgeworden in der typisch christlichen Zwiespältigkeit dem Reichtum gegenüber, dem Hin- und Hergerissensein zwischen schwer verhohlener Begehrlichkeit und halbherziger Abwertung, bringen wir es allenfalls zu dem uns wohlbekannten: "Man müßte eigentlich...", aber so kann es Jesus doch wohl nicht gemeint haben! Weil wir Jesu Worte seit unserer Kindheit längst als unpraktikabel verinnerlicht haben, kratzen sie höchstens unterschwellig an der Selbstverständlichkeit, mit der wir kaufen, verbrauchen und Besitz anhäufen. Wir leben gut, haben bestenfalls von Zeit zu Zeit ein schlechtes Gewissen, das wir mit beschwichtigenden Ausreden oder auch mit Spenden besänftigen. Die Verdrängung funktioniert.

Ist die Perikope eine frohe Botschaft? Verlangt sie nicht Unmögliches von uns und bürdet uns, wie Jesus es den Pharisäern vorwirft, allzu schwere Lasten auf? Schon diese Frage zeigt - ebenso wie all die Entschärfungsversuche im Lauf der Geschichte -, wie gründlich wir Jesus mißverstehen. Es geht ihm nicht um eine asketische Übung auf dem Weg zum Seelenheil. Im Gegenteil: Eine befreiende Lebensmöglichkeit will er dem jungen Mann und auch uns eröffnen - hier und heute und nicht erst im Jenseits. Er will uns ermutigen zu einem Standortwechsel im buchstäblichen Sinn: Nicht auf Reichtum sollen wir unser Leben gründen, unsere Sicherheit nicht am Besitz festmachen. Dieser Boden kann uns nur zu schnell unter den Füßen weggezogen werden - und was bleibt uns dann? Jesus hält Besseres für uns bereit. Vertrauensvolle Bereitschaft, das Leben selbst als unseren eigentlichen Reichtum zu sehen und anzunehmen, - das ist es, wofür Jesus uns gewinnen will. Daß der Besitz Menschen zu Behinderten macht, die unfähig sind, wirklich zu leben, das macht ihn traurig, auch über uns.

Was heißt es für Jesus, wirklich zu leben? Die Verheißungen in den letzten Versen der Perikope werden sehr konkret. Nicht Geld, Lifestyle und mehr oder weniger Luxus bestimmen die "Lebensqualität" derer, die es sich leisten können. Jesus will uns die Augen öffnen für den Reichtum, der für alle erschwinglich ist, der uns in den Schoß fällt, wenn wir uns den Menschen um uns zuwenden, wenn unsere Sorge über uns und den Kreis der Familie hinausreicht, wenn wir Leben teilen. Dann gewinnen wir Eltern, Geschwister, Kinder und Besitz hundertfach, und zwar ausdrücklich "in diesem Leben". Mit anderen zu fühlen und für sie da zu sein - das ist für Jesus wirkliches Leben, wie er selbst es - allerdings um den Preis seines eigenen Lebens - gelebt hat.

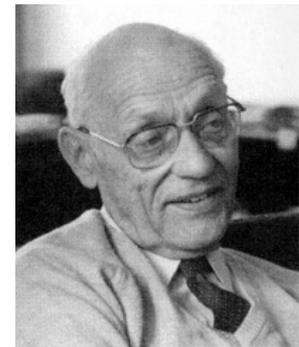
Eine Bemerkung zum Schluß: Wieviel Radikales oder Entschärfendes auch zu unserem Text gepredigt worden ist - es macht doch nachdenklich, wie beharrlich diese diesseitige Verheißung Jesu uns Predigtanhörern vorenthalten wird. Wir Christen sind geradezu darauf konditioniert, den frommen Blick auf das ferne Jenseits zu richten, so sehr, daß selbst die deutlichste Sprache unser Ohr nicht erreicht. Wir möchten ganz gern noch ein Weilchen das Diesseits auf unsere Weise genießen, statt uns dem Anspruch der Mitmenschlichkeit zu stellen. Da kommt es uns sehr zupap, unsere Hoffnung einzig und allein auf das Jenseits zu richten. "Ewiges Leben" - entwertet zu billiger Ausflucht vor dem Ernst unserer Lebensentscheidung? Vielleicht bleibt unsere Hoffnung auf ein Leben nach dem Tod deshalb so blaß und blutleer, weil wir gelernt haben, das Diesseits abzuwerten. "Leben in Fülle" ist uns versprochen, vor und nach dem Tod.

Erinnerung an Hans Werners

Ein Rückblick

Ludwig Wilmes

Der Freckenhorster Kreis, dessen Mitbegründer und Motor Hans Werners war, hatte eingeladen, und viele Mitglieder und Gäste waren gekommen: - zwei Schwestern des Verstorbenen, Pfarrer und Gemeindeglieder aus Nienberge, Angelmodde und aus anderen Kirchengemeinden Münsters, ehemalige Laientheologiestudentinnen und -studenten, Freunde und Weggefährten aus Berlin und Leipzig und anderen Städten Deutschlands.

**Hans Werners**

* 06.09.1914 † 24.02.1995

Die Erinnerung begann mit einem kurzen Wortgottesdienst am Grab und wurde fortgesetzt im Pfarrzentrum St. Sebastian in Nienberge. Dort bildeten zwei Beiträge über Hans Werners den Auftakt der Feier. Maria Berief rief ihn als Mentor der Laientheologen in Erinnerung, Professor Paul Schladoth arbeitete Schwerpunkte seiner Theologie heraus.

Nach einem Imbiß, der Gelegenheit zum Austausch von Erinnerungen gab, kam Hans Werners selbst zu Wort mit einem Vortrag, den er kurz vor seinem Tod gehalten hatte und der als eine Art Vermächtnis gelten kann: »Was mir am Herzen liegt« - ein Plädoyer für eine befreiende, geschwisterliche, solidarische Kirche«. Der Abend klang aus mit dem Erzählen persönlicher Erlebnisse, die den Menschen Hans Werners in den Mittelpunkt rückten und ihn auf anschauliche, oft humorvolle Weise in Erinnerung brachten.

Einen wesentlichen Beitrag zum Gelingen des Abends leisteten die Lieder von Heinz-Georg Surmund.

Der Dank am Schluß galt den Organisatoren Erika Becker, Reinhold Waltermann und Angelika Wilmes.

Festliche Erinnerung an Dr. Hans Werners

Freitag, den 17. September 2004, Pfarrzentrum Nienberge

Dr. Paul Schladoth

Als Kaplan der Studentengemeinde lernte ich Hans Werners im Jahre 1955 kennen. Er war damals Mentor der Laientheologen und Rektor bei den Canisianern. Ein Jahr später läste er Studentenpfarrer E. Schmitt ab, der die Aufgabe eines Personalreferenten im Militärbischofsamt in Bonn übernahm. Aus den gelegentlichen Begegnungen wurde nunmehr eine enge Zusammenarbeit in der Studentengemeinde. In diesen Jahren entwickelte sich eine Freundschaft, die zu intensiven theologischen Gesprächen und zahlreichen gemeinsamen Unternehmungen führte. Die Zusammenarbeit mit dem mir an Lebensalter, Lebenserfahrung und theologischer Bildung überlegenen Mitbruder waren für meinen weiteren priesterlichen Weg von entscheidender Bedeutung. Wenn ich nunmehr versuche, im Anschluß an die Ausführungen von Maria Berief in wenigen Zügen den theologisch-pastoralen Werdegang von Hans Werners zu beschreiben, so möchte ich zum Ausgangspunkt einen Gedanken von E. Schillebeeckx nehmen. Unter der Überschrift "Der Weg zum Christentum in einer modernen Welt" schreibt er:

"Vor dem Zweiten Vatikanischen Konzil hatte in der christlichen Theologie, das heißt im Nachdenken gläubiger Menschen über das, was Gott in und durch Jesus mit uns Menschen eigentlich vorhat, unter den Katholiken eine allgemeine Erneuerung begonnen. Diese Erneuerung erfolgte aber nur in einer Leitlinie: zurück zu den Quellen, denn dort hatte ja alles begonnen".

Diese Wende hat die Theologie bereichert. Aber einige Jahre nach diesem Konzil hat die Theologie eine neue, kritische Schwelle überschritten. Schärfer als je zuvor kam man zu der Einsicht, daß die christliche Theologie stets nicht nur aus einer, sondern aus zwei Quellen schöpft, die man ständig kritisch miteinander in Kontakt halten muß. Nämlich einerseits aus der ganzen Erfahrungstradition der großen jüdisch-christlichen Bewegung und andererseits aus heutigen, neuen menschlichen Erfahrungen von Christen und Nichtchristen. Bei diesen leisten auch die Humanwissenschaften, sogar die Naturwissenschaften einen eigenen Beitrag, denn sie sind mitbestimmend für unsere konkreten, modernen Erfahrungen."

In Verbindung mit diesen Ausführungen läßt sich die theologische Entwicklung von Hans Werners aufzeigen. Es dürfte uns dabei wieder bewußt werden, was wir an ihm so bewundert haben und weshalb er für alle, die ihm begegneten, über seinen Tod hinaus eine so nachhaltige Bedeutung hat. Bei diesen Überlegungen ist jedoch zu bemerken, daß Hans Werners den von Schillebeeckx skizzierten Weg nicht nur wachen Auges verfolgt, sondern ihn selbst in seiner Tätigkeit als Studentenpfarrer beschritten und als Mitglied verschiedener kirchlicher Gremien auch maßgeblich beeinflusst hat. Aufgrund persönlicher Erfahrungen und theologischer Einsichten wies er schon in den 50er Jahren neue Wege auf, in der Studentengemeinde, in der Diözese und weit darüber hinaus, wo immer er gefragt wurde. Manche seiner Initiativen erhielten durch das Konzil ihre kirchenamtliche Bestätigung. Johanna Sommer-Jäger hat daran erinnert, Hans Werners habe nach Beendigung des II. Vatikanischen Konzils lächelnd, selbstironisch gesagt: "Im ganzen gesehen, hat das Konzil auf unserer Linie gelegen." In seinem Beitrag "Zur Befreiungstheologie" spricht er ausdrücklich von den "zwei Grundlinien der Theologie: Bibel und eigene Erfahrungen."

So möchte ich denn in Verbindung mit seiner Lebensgeschichte in kurzen Zügen aufzeigen, wie er in seinem Leben die Bedeutung der beiden Quellen - "Bibel" und "Erfahrung" - und ihr Verhältnis zueinander für sich und seine theologisch-pastorale Arbeit entdeckte und praktizierte.

Seine theologische Ausbildung in den 30er Jahren hier in Münster war geprägt vom Vorrang, von der Priorität des Studiums der Dogmatischen Theologie vor dem Studium der Bibel. Auch wenn der damalige Dogmatiker Michael Schmaus nicht mehr ein neuscholastischer Theologe im strengen Sinn war und erste "dogmatische Lockerungsübungen" vornahm, so änderte sich dadurch keineswegs die seit vielen Jahrhunderten verbindliche Methode des Theologietreibens. Die damals als weniger bedeutsam eingestuften exegetischen Veranstaltungen bewegten sich ganz in den Spuren römischer Verlautbarungen. Gewiß kann man davon ausgehen, daß die Mitgliedschaft von Hans im Bund "Neudeutschland" in den 20er und 30er Jahren sein Interesse für die Hl. Schrift und die liturgische Verkündigung geweckt hat.

Aber während seiner Soldatenzeit, vor allem in der Gefangenschaft - so vernehmen wir seinem Artikel "Nicht vom Brot allein - Biblische Worte in der Gefangenschaft" - wurde ihm die Hl. Schrift in der Ausgabe von Martin Luther zu "wahrhaftigem Brot". Er erhielt sie aus den Händen eines sterbenden Mitgefangenen. Um diesen kostbaren Schatz hat er gebangt, mehrmals wurde ihm die Bibel bei peinlichen Untersuchungen genommen. Seine Freude war groß, wenn er sie wieder zurückerhielt, oftmals auf abenteuerliche Weise, zuletzt durch einen Juden. Für ihn und seine Mitgefangenen wurde sie zum Trostbuch in schwerer Zeit. Die in gemeinsamen Gottesdiensten gemachten Erfahrungen mit dem Wort Gottes schärften seinen Blick für die Ökumene: "Evangelische, katholische, orthodoxe Christen haben sich an ihr erbaut; ein Jude hat sie mir gerettet und wiedergegeben. So stiftete die Bibel eine ungeahnte ökumenische Verbundenheit, die bisherige Schranken von selbst überschritt." Zeitlebens wurde für ihn die Orientierung am biblischen Zeugnis zur entscheidenden Grundhaltung seiner priesterlichen Tätigkeit.

Nach der Rückkehr aus der Gefangenschaft im Jahre 1949 war er bestrebt, sich mit den neuen theo-

logischen Entwicklungen vertraut zu machen, vor allem den Anschluß an die Ergebnisse der bibeltheologischen Forschung zu gewinnen.

Wenn Schillebeecks hervorhebt, daß die Theologie erst einige Jahre nach dem Konzil eine neue, kritische Schwelle überschritten habe, indem sie sich der "zweiten Quelle", der Erfahrungen von Christen und Nichtchristen, bewußt wurde, so waren für Hans Werners der Krieg, vor allem die russische Gefangenschaft "Orte", an denen er diese Einsicht gewann. Die schrecklichen, für Unbeteiligte völlig unfaßbaren Zustände und Erlebnisse in Rußland machten ihm klar, daß der christliche Glaube auf eine bisher ungewöhnliche, radikal neue Weise herausgefordert war.

Die Schicksalsgemeinschaft im Krieg, in die er auch den Gegner einbezogen wußte, brachte ihn zu der Überzeugung, daß der christliche Glaube nicht in angeblich überzeitlich gültigen Begriffen, ohne ausdrücklichen Bezug zu den konkreten Lebensbedingungen, weitergesagt werden konnte. Angesichts der so gravierenden Veränderungen, ja einschneidenden Umbrüche - so seine nunmehrige Überzeugung - können kirchliche Traditionen wegen ihrer geschichtlichen Eingebundenheit nur eine relative Aussagekraft beanspruchen. Ihm war es zur Gewißheit geworden, daß manche der bisher als unumstößlich geltenden kirchlichen Vorstellungen und Weisungen ihre Gültigkeit verloren hatten. Hatte er doch im Krieg und in der Gefangenschaft die Höhen und Tiefen des Daseins, die Größe und zugleich die Gebrochenheit des Menschen erfahren.

Mit der Einsicht der begrenzten Gültigkeit dessen, was er in seinem Studium gelernt und sich an Kenntnis angeeignet hatte, war jedoch eine große Herausforderung verbunden. Denn die aus seiner Studienzeit stammenden dogmatischen und moraltheologischen Vorstellungen, seine "theologischen Kindheitsmuster", waren keineswegs verblaßt, sie beeinflussten nach der Entlassung aus der Gefangenschaft 1949 noch weiterhin, bewußt oder unbewußt, seine Glaubensvorstellungen und sein theologisches Denken.

In dieser Phase der Auseinandersetzung mit seiner theologischen Vergangenheit und der intensiven Suche nach einer neuen theologischen Standortbestimmung, zu der er als Studentenpfarrer herausgefordert wurde, lernte ich ihn kennen. Es war für mich, der ich in der Nachkriegszeit eine nahezu gleichgeartete Theologie studiert hatte, äußerst spannend und persönlich hilfreich, beispielhaft erleben zu können, wie er in seinen Predigten und in den Vorträgen im Rahmen der wöchentlich stattfindenden "Glaubensschule" bemüht war, sich an den beiden Quellen zu orientieren und die kirchlich-christliche Tradition entsprechend auszulegen. Ich verspürte, wie sehr er sich mit den biblischen Texten vertraut gemacht und um ihren Sinn gerungen hatte. Zugleich vernahm ich seine hohe Sensibilität für persönliche und gesellschaftliche Probleme, seine Bereitschaft, zuzuhören und sich in Diskussionen durch bessere Argumente überzeugen zu lassen. Darin drückte sich ein damals ungewohntes Amtsverständnis aus, nämlich die Überzeugung von der Priorität der Gemeinde vor dem Amt. Diese grundlegende Offenheit gegenüber der Vielfalt und der Dynamik des Lebens wurde für mich ein weiterer, wesentlicher Zug seiner Persönlichkeit. Bis in sein hohes Alter hat er ihn bewahrt. Angesichts des damals von ihm als Priester erwarteten Gehorsams gegenüber der kirchlichen Lehrverkündigung bedurfte es einer persönlichen Integrität, eines soliden theologischen Wissens, großer Überzeugungskraft und eines beträchtlichen Mutes, sich in einer so offenen Haltung den Erfahrungen und Fragen junger Menschen auszusetzen, neue Wege zu beschreiten, kreativ mit kirchlichen Traditionen umzugehen, ja, Positionen zu vertreten, die in jenen Jahren kirchenamtlicherseits nicht akzeptiert und geduldet wurden und auch entsprechende Sanktionen auslösten.

Diese "Freiheit eines Christenmenschen" hat mich außerordentlich beeindruckt, gehörte ich doch dem Paulus-Kreis an, der damals noch stark auf das kirchliche Amt ausgerichtet und vom Geist des Gehorsams bestimmt war.

Als Studentenpfarrer wurde ihm ein weites Erfahrungsfeld eröffnet. Einige Aspekte seien erwähnt: die Beauftragung zum Mentor der Laientheologen, der Kontakt zu Studierenden aller Fakultäten, zur Vielfalt der universitären Wissenschaften, die Begegnungen mit Studenten und Studentinnen aus fremden Ländern, vor allem aus Lateinamerika und Indien, die Kontakte zu den Patengemeinden in Rostock und Ost-Berlin, die Beziehungen zu Priestern und Laien in der ehemaligen DDR, die sich auf Christen und Christinnen der Tschechoslowakei ausweiteten. Viele von ihnen hatten sich zur Charta 77 bekannt.

Die einschneidenden Veränderungen des Jahres 1968 hat er nicht mehr als Studentenpfarrer erlebt. Als aus Anlaß des Nato-Doppelbeschlusses Anfang der 80er Jahre die Friedensdiskussion entbrannte, hat er mit großem Nachdruck die Friedensbotschaft der Bergpredigt wieder in Erinnerung gerufen und die bisherigen Vorstellungen vom "gerechten Krieg" einer kritischen Wertung unterzogen. Er meldete sich nochmals zu Wort angesichts des Golfkrieges, also wenige Jahre vor seinem Tod. In seiner Stellungnahme spiegelt sich nochmals sein theologisches Denken wider, die Verschränkung von Bibel und Erfahrung. Aus der persönlichen Kenntnis des unermäßlichen Zerstörungspotentials eines neuzeitlichen Krieges verwies er auf das Friedenspotential der Weisungen der Bergpredigt, der Praxis Jesu. Was er aus eigenem Nachdenken, Meditation, Studium und beruflicher Erfahrung an theologischer Erkenntnis gewonnen hatte, fand seine kirchenamtliche Bestätigung und Bekräftigung durch das II. Vatikanische Konzil sowie durch die Synode. Ihre Aussagen, Perspektiven und Beschlüsse stießen bei ihm auf große Resonanz, nicht, weil dies alles, wie erwähnt, für ihn neu war, sondern weil bereits sein bisheriges theologisches Denken und pastorales Handeln von den Intentionen und Grundgedanken dieser Kirchenversammlungen bestimmt war.

Begriffe wie "Aggiornamento" (Johannes XXIII.), "Volk Gottes", "Bedeutung der Ortskirche", "Glaubenssinn der Gläubigen", "Zeichen der Zeit", "Kirche als Zeichen und Werkzeug des Heiles der Welt", "integrale Befreiung" (Paul VI.) - um nur einige zentrale Aussagen in Erinnerung zu rufen - waren Leitgedanken seines Glaubensverständnisses und seiner Pastoral. Was ihn bewegte und was er immer wieder nachdrücklich forderte, ja vehement einklagte - "sei es gelegen oder ungelegen" -, nämlich eine Neuvermessung der kirchlichen "Binnen-" sowie der kirchlichen "Außenstruktur", sind auch, auf einen Nenner gebracht, die Grundintentionen der beiden kirchlichen Versammlungen sowie verschiedener päpstlicher Verlautbarungen. Er hat dies alles aber nicht nur eingefordert, sondern als Pfarrer der Studentengemeinde und später in der Agatha-Gemeinde in Angermünde praktiziert. Wer in diesen Jahren am Leben der von ihm geleiteten Gemeinden teilgenommen hat, bekam eine konkrete Vorstellung von den Intentionen des Konzils und der Synode.

Die Orientierung an den beiden Quellen und sein Bestreben, sie ständig "kritisch miteinander in Kontakt zu halten", hat ihn vor Einseitigkeiten bewahrt. Einerseits vor der Versuchung, sich unkritisch anzupassen, gewissen Trends sich zu verschreiben, und andererseits vor der Gefahr, sich neuen Entwicklungen gegenüber abzugrenzen, auf überlieferte Ausdrucksformen des Glaubens und des christlichen Lebens zu beharren und sich Herausforderungen zu verweigern.

Wenn wir nach einem kirchenamtlichen Text suchen, der Hans Werners sehr am Herzen lag, weil er sein persönliches Verständnis von der christlichen Botschaft darin wiederfand - und in dem wir deshalb auch seinem eigenen Glaubensüberzeugung begegnen - dann ist es der Beschluß der Synode "Unsere Hoffnung - Eine Bekenntnis zum Glauben in dieser Zeit". Um was es hier geht, wird einleitend wie folgt formuliert:

"So wollen wir von der tröstenden und provozierenden Kraft unserer Hoffnung sprechen - vor uns selbst, vor allen und für alle, die mit uns in der Gemeinschaft dieser Kirche leben, aber auch für alle, die sich schwertun mit dieser Kirche, für die Bekümmerten und Enttäuschten, für die Verletzten und Verbitterten, für die Suchenden, die sich nicht mit dem drohenden Verdacht der Sinnlosigkeit des Lebens abgefunden haben."

Was sein theologisches Denken und sein pastorales Wirken bestimmte, die wechselseitige Durchdringung von Bibel und menschlicher Erfahrung, erhielt in der Praxis der von ihm geleiteten Studentengemeinde, vor allem in seiner Person konkrete Gestalt. Sie machte seine Identität aus und begründete seine Glaubwürdigkeit.

Kirche im Umbruch (Teil 3)

Paul M. Zulehner

Es braucht eine synodale Kultur

Ein Paket kirchlicher Aufgaben erweist sich als sehr „bodennah“, „lokal“, kleinräumig. Dazu gehören all jene Vorgänge, die nahe an Einzelgeschichten und Familien sind: Riten zu den Lebenswenden und die dort angesiedelten sakramentalen Feiern; Sorge um den familialen Lebensraum, kirchliche Kindergärten, Kinderpastoral, Sorge um die Kranken, Pflegebedürftigen, und zwar in Verbindung mit den familialen Lebenswelten. Solche Aufgaben werden lokale Glaubensnetzwerke erfüllen. Sie werden eine Größe von 70 - 100 Beteiligten aufweisen. Sind es wahrhaft gläubige Gemeinden, die ihr „Adsum“ zur ekklesialen Berufung gesprochen haben, sich von Gott unvertretbar in den Dienst genommen wissen und dazu die ihnen gegebenen Begabungen erkunden, entfalten und einbringen, dann soll in diesen gläubigen Netzwerken auch die Eucharistie gefeiert werden. Denn auf dies etendiert alles christlichkirchliche Leben zu und lebt aus dieser, so das Konzil und - gestützt auf dieses - Johannes Paul II. („Ecclesia de eucharistia“, 2003). Die Stärke dieser lokalen Glaubensnetzwerke sind ihre Mitglieder, welche „randvoll mit dem Evangelium“ ihre Begabungen zur Verfügung halten. Sie kümmern sich selbst um die erforderlichen finanziellen wie personellen Ressourcen, welche die Gemeinde braucht, um ihre Aufgaben intern und in ihrer Umwelt zu erfüllen. Es sind also Gemeinschaften, die sich auch selbst finanzieren (...). Ein grundlegendes Prinzip ist jenes der breiten Beteiligung.

Diese hat mehrere Gründe: Sozialpsychologisch ist klar, daß Identifikation durch Partizipation wächst. Auch das Subsidiaritätsprinzip mahnt, daß Entscheidungen, die durch die Betroffenen selbst gefällt werden können, diesen (...) nicht abgenommen werden sollen. Das Hauptargument ist aber theologischer Art: Gottes Geist ist allen Mitgliedern des Gottesvolks gegeben, jeder und jede hat daher etwas beizutragen, gemäß der eigenen Berufung und Begabung. Solche „Synodalität“ ist kein Gegensatz zum kirchlichen Amt. Vielmehr ist klar, daß je mehr Synodalität riskiert wird, auch das Amt umso wichtiger wird. Allerdings ist der Amtsstil in einer Gemeinschaft ohne synodale Kultur ein anderer als in einer Gemeinschaft mit einer solchen. Die Sorge, daß über Beteiligung das Evangelium in Gefahr gerät, weil über die Beteiligten der Zeitgeist in die Gemeinschaft eindringen könnte, gilt als Urgefährdung für alle, die sich nicht von der modernen Welt zurückziehen, sondern Zeitgenossen sind: also nicht nur für Laien, sondern auch für Priester. Die Friedenspriester in der Zeit des Kommunismus sind ein unwidersprechbarer Beleg dafür. Anzustreben ist in jeder kirchlichen Gemeinschaft, daß all jene, die sich beteiligen - Priester wie Laien -, dies aus der Kraft des Evangeliums tun. Zusätzlich ist es eine elementare Aufgabe der Amtsträgersicherung, daß die ganze anvertraute Gemeinschaft beziehungsweise Gemeinde in der Spur des Evangeliums bleibt und gegebenenfalls dank seines prophetischen Amtswiderstandes auf diese zurückgeführt wird.

Die Dienste, welche die Gemeinde entwickelt, einschließlich der Leitungsdienste in den verschiedenen pastoralen Projekten der Gemeinde, werden ehrenamtlich geleitet. In sofern diese gläubigen Gemeinden eucharistiefähig sein sollen, brauchen sie jemanden, der der Eucharistiefeyer vorsteht, dazu den sakramentalen Feiern des christlichen Lebens, und der nicht zuletzt die Einheit dieser lokalen gläubigen Gemeinden mit der Ortskirche, repräsentiert

durch den Bischof, sichtbar und lebendig erhält . Dies geschieht der Sache nach vor allem dadurch, daß jene, die ein Amt erhalten, dieses nicht von der Gemeinde, sondern vom Bischof in Verein mit seinem Presbyterium erhalten .

Hauptamtliche gehören in größerräumige Projekte

Auch dieser priesterliche Dienst wird in Zukunft ehrenamtlich erfüllt werden. Bischof Lobinger und ich schlagen dafür „Leutepriester“ vor. Es sind gemeinde erfahrene Personen, die auch die Fähigkeit des Vorstehens besitzen und die der Bischof als gemeindliches Presbyterium auf die leere Priesterbank weiht. Sie erhalten eine angemessene Ausbildung (...) und eine entsprechend intensive Fortbildung.

Die pastorale Aktivität einer Ortskirche (...) wird sich zwar vorrangig in diesen gläubigen Netzwerken ereignen, aber nicht darin erschöpfen. Es gibt viele pastorale Vorgänge, die nach einem größeren Raum verlangen. Dazu gehören heute die Jugendarbeit, die Bildungsarbeit, die Arbeit in und mit Medien, die gesellschaftliche Einmischung. Auch und gerade die diakonale Arbeit der Kirche, die zwar teilweise auch lokalbiographienah ist, braucht weiträumigere Projekte. Solche größerräumige pastorale Projekte werden von der ortskirchlichen Gemeinschaft finanziert. Dabei ist zu klären, wie solches Geld zusammenkommt. Teilweise durch Fundraising in den lokalen Glaubensnetzwerken, durch staatliche Gelder sowie durch bislang unübliche Formen kirchlichen Fundraisings, aber auch durch Zusammenarbeit mit nichtkirchlichen Einrichtungen. Qualitativ anspruchsvolle Projekte verlangen nach professionellen Hauptamtlichen. Diese gehören künftig also nicht in die lokalen gläubigen Netzwerke, sondern in die größerräumigen kirchlichen Projekte .

Wichtig für die kommenden Jahre sind missionarische Offensivprojekte . Das kann eine Jugendkirche sein, eine Stadtmission neuer Art, es kann sich um „Getauftentage“ handeln, konfessionell wie ökumenisch. Nicht zuletzt können von einer Ortskirche auch Projekte geplant und in Angriff genommen werden, welche der Entwicklung der lokalen Netzwerke dienen. Missionarisch handelt eine Kirche, wenn sie nicht den Bestand bloß zu halten versucht, sondern sich ausweitet. Vorausgesetzt wird, daß wo (auch) immer gläubige Gemeinschaften wachsen, die randvoll sind mit dem Evangelium und Inseln einer neuen Welt inmitten der alten errichten. Solche gemeindegründerische Projekt sind daher letztlich nicht kirchenzentriert, sondern Mitarbeit an einer Erneuerung der Welt . Hier ist der geborene Ort für die herkömmlichen Priester. Sie sind, was theologisch unbestritten ist, Teil des bischöflichen Presbyteriums und in diesem Sinn „Bistumspriester“ . Insofern sie nicht einem lokalen Glaubensnetzwerk eingebunden sind, besitzen sie eine hohe Mobilität und Flexibilität, mit der die ehelose Lebensform affin ist - wodurch diese zusätzlich aufgewertet wird. Die Hauptaufgabe dieser Bistumspriester ist im Vergleich zu den lokalen Leutepriestern die Gründung neuer und die Entwicklung alter Gemeinden und Gemeinschaften. Wenn es die Aufgabe von Priestern ist, Gemeinden zu gründen und zu leiten, dann liegt der Arbeitsschwerpunkt der Leutepriester auf dem „Leiten“, bei den Bistumspriestern hingegen auf dem vergessenen Teil „Gründen“ .

Die Bistumspriester haben dazu auch die volle akademische Ausbildung mit dem Sonderschwerpunkt missionarische Offensive ; sie sind zudem aber neben ihrer theologisch-spirituellen Grundkompetenz bestens qualifiziert in Organisations- und Personalentwicklung und damit in der Leitung missionarischer Projekte. Neuerlich zeigt sich, daß die Kirche von morgen neben ihrer Fähigkeit, an der Schnittstelle von Tradition und Situation ein visionshaltiges Leitbild zu entwerfen und daraus leitbildhaltige „Gute Theologie zu treiben“, Projekte zu formulieren, kompetent durchzuführen und auch zu evaluieren (...), vor allem eine exzellente Führung braucht. Die Ausbildung in Führung und Kooperation gehört daher zum Grundbestand einer zukunftsfähigen Kirche .

HERDER KORRESPONDEZ 58, 3 / 2004

Zukunft der Gemeinde - Gemeinde der Zukunft

Thesen zur Jahrestagung des Freckenhorster Kreises am 1. und 2. Oktober 2004

These 1:

Die gesellschaftlich anerkannten und florierenden Randbereiche (z.B. Krankenhäuser, Altenheime, Behinderteneinrichtungen, Caritasverbände, Schulen) vollziehen die vom Markt geforderte Anpassung (z.B. indem sie sich verselbständigen) oder werden abgebaut.

These 2:

Das Kerngeschäft der Pastoral in seinen territorialen und kategorialen Facetten befindet sich in einem rasanten Abwärtstrend: Die Kunden bleiben aus oder sind nur noch punktuell zu erreichen. Der verbleibende Rest ist überaltert, mit steigender Tendenz. Die für die Vermittlung und Weitergabe des Glaubens so wichtige Zielgruppe der aktiven 25- bis 45jährigen ist inzwischen von den kirchlichen Mitarbeiter/innen weitestgehend aufgegeben.

These 3:

Schlüsselpositionen im Unternehmen sind nicht mehr zu besetzen: In den nächsten Jahren wird sich die Zahl der Priester und Pfarrer weiter drastisch verringern - bei jetzt schon bestehenden substantiellen Versorgungsengpässen. Ein jährlicher Rückgang der Zahl der aktiven Priester um (realistische) 5% bedeutet, daß in 10 Jahren etwa noch 2/3 der jetzigen Zahl an Priestern zur Verfügung stehen, in 20 Jahren sind es etwa noch 1/3. Parallel hierzu wird die Zahl der pastoralen Mitarbeiter/innen insbesondere aus finanziellen (aber durchaus auch aus strategischen) Erwägungen heruntergefahren werden.

These 4:

Strukturreformen zur Sicherung der flächendeckenden Versorgung durch Bildung größerer Seelsorgeeinheiten können dem Tempo der Veränderungen nicht folgen: Ihre Halbwertszeit liegt derzeit bei ca. 3 bis 5 Jahren. Häufig überschreitet die Zeit, die für ihre Entwicklung gebraucht wird, ihre Gültigkeit um ein Mehrfaches. Der Lösungsansatz, entlang der Zahl der Pfarrer und der verfügbaren Mittel, die Seelsorgeeinheiten verwaltungstechnisch zu vergrößern, hat eine kritische Grenze erreicht: Gemeinden als Orte des Lebens und der Reproduktion werden zerstört, die Pfarrer werden überfordert.

These 5:

Der gesellschaftliche Bedeutungsverlust stellt bereits jetzt die finanzielle Basis substantiell in Frage: Wesentliche Dienstleistungen müssen abgebaut werden, was die Präsenz von Kirche in der Gesellschaft weiter reduziert und damit die Entwicklung zunehmend beschleunigt. Allerdings sind die aktuellen Finanzprobleme eher harmlos im Blick auf das, was die nächsten 10 bis 20 Jahre auf die Kirche zukommen wird. Die sich abzeichnenden nachhaltigen Veränderungen in der Steuerstruktur (Verlagerung von direkten Steuern zu indirekten Steuern und Abgaben) einerseits und der Bevölkerungsstruktur (Umkehr der Bevölkerungspyramide) andererseits werden in den nächsten Jahren zu einem drastischen Anstieg der jährlichen Einnahmeausfälle führen, die ein Vielfaches über den jetzt diskutierten Summen liegen.

These 6:

Die Krise betrifft die gesamte Organisation in ihrer ganzen Komplexität, das Selbstverständnis, die Konzepte und die Produkte, die Strukturen und die Prozesse, die Finanzen und die Mitarbeiter/innen. Die Komplexität und das Zusammenspiel der Teile wird in Kirche i.R. nicht gesehen.

Pastorale Konzeption (wenn es sie denn gibt), Struktur- bzw. Organisations- und Personalentwicklung laufen in vielen Diözesen nebeneinander her und hebeln sich nicht selten wechselseitig aus. Das hat zwar häufig auch etwas mit den handelnden Akteuren, zuerst aber mit der gemeinsam entworfenen und getragenen Konstruktion des Systems und den dahinter stehenden mentalen Modellen zu tun.

These 7:

Beängstigend ist, daß die kirchlichen Mitarbeiter/innen auf den unterschiedlichsten Verantwortungsebenen ganz offensichtlich die Dynamik der Entwicklungsprozesse, ihre dynamische Komplexität unterschätzen: Gewohnt, in sehr langen Zeiträumen (gemessen in Jahrhunderten) zu denken, sieht man sich Veränderungen ausgesetzt, die in kürzester Zeit (gemessen in Jahren, teilweise bereits in Monaten) die Substanz zunichte machen (können). Hierin besteht das eigentliche Risiko. Überwintern ist nicht möglich. Nicht reagieren, Veränderung nicht selbst initiieren und gestalten heißt nicht, den Zug aufhalten und das Bestehende bewahren zu können. Der einzige Effekt besteht darin, daß die zeitlichen Ressourcen für eine Veränderung und die verbleibenden Spielräume geringer werden. Die Wirklichkeit, der Status quo - auch der eigene! - ist dynamisch, verändert sich trotzdem. Stillstand heißt Abschied.

Dilemmata

Dilemma 1: Kurzfristige Anpassung versus langfristige Strategie

Der kurzfristige Erfolgsdruck (der Druck, den unmittelbaren Zusammenbruch abzuwenden,) nimmt in Zeiten raschen Wandels (immer schnelleren Märkten und beschleunigter Kontextentwicklung) ständig zu und erfordert kontinuierlich eine zeitnahe Anpassung der Organisation, um kurzfristig die Handlungsspielräume zu sichern (= Veränderungen von hoher Dringlichkeit). Gleichzeitig erfordert die Existenz- und Zukunftssicherung in dynamischen Kontexten vor allem langfristige Maßnahmen und Strategien zur Entwicklung der Organisation, also den Aufbau nachhaltiger, d.h. beständig wirksamer »Wettbewerbsvorteile« und substantieller »Marktanteile« (= Veränderungen von hoher Wichtigkeit). Die Dynamik der gegenwärtigen Entwicklung zwingt die Kirche zum Handeln. Dabei konkurrieren Dringlichkeit und Wichtigkeit von Veränderungen.

Allerdings beinhalten alle Veränderungen, also auch solche, die im Blick auf das kurzfristige Funktionieren und Überleben erfolgen, strategische Implikationen und Entscheidungen, die nicht mehr rückgängig zu machen, nicht mehr korrigierbar sind - auch dann, wenn - wie es gegenwärtig auf breiter Basis geschieht - gerade versucht wird, genau dies zu vermeiden. Das Verschieben strategischer Entscheidungen führt nicht zu besseren Entscheidungen, sondern verringert weiter den bereits jetzt engen Spielraum zur Sicherung der Zukunft.

Dilemma 2: Änderung von Teilen versus Entwicklung des Ganzen

In komplexen, dynamischen Systemen lassen sich einzelne Bereiche bzw. Elemente und Prozesse nicht isoliert betrachten und verändern. Man kann zwar nur konkret und punktuell intervenieren, dennoch geht es in der Wirkung stets um das Ganze und das Zusammenspiel der Teile. Trotz vieler Ansätze ist es bislang in keinem Bistum gelungen, eine tragfähige und nachhaltige Zukunftsstrategie zu entwickeln. Die Entwicklung pastoraler Zukunftsvisionen/ -konzepte, wirtschaftliche Spar-/ Konsolidierungsprozesse, Reorganisationsprozesse und Strukturreformen, Personalplanung und -entwicklung laufen zum großen Teil parallel und unverbunden nebeneinander her, behindern sich oder hebeln sich wechselseitig aus. Es gibt - von außen betrachtet - zu viele Akteure, die aneinander vorbei oder gegeneinander strategischen Einfluß ausüben, oder anders formuliert: Es gibt in der Kirche zu wenig klare und entschiedene Führung (»Führungsvakuum«).

Die Reorganisation der Pfarrstruktur bewegt sich derzeit weitestgehend in einem luftleeren Raum,

da der Zielkorridor der Gesamtorganisation (Ortskirche) nicht definiert ist. Solange ein Bistum seine Mission, d.h. seinen spezifischen Beitrag zum gesellschaftlichen Wertschöpfungsprozeß (also dem einmaligen und unverzichtbaren Beitrag des Bistums für die Menschen und ihr Zusammenleben in Gesellschaft und Welt) und seine strategischen Ziele im Markt nicht definiert hat, kann eine Teilorganisation ihre Mission, ihren Beitrag nicht formulieren, geschweige denn erfüllen.

Dilemma 3: Effiziente Organisation versus lebendige Gemeinschaft

Die Kirche hat im Laufe der Geschichte als Organisation einen hohen Grad an Strukturiertheit, Formatisierung und Differenzierung erreicht, der es ihr erlaubt, eine Vielzahl gesellschaftlicher Aktivitäten und Dienstleistungen auf hohem Qualitätsniveau hervorzubringen und auf Dauer aufrechtzuerhalten und damit auch in umfassender Weise Einfluß auf die Gesellschaft und ihre Entwicklung zu nehmen. Gleichzeitig beruht die imposante »Erfolgsgeschichte« der Kirche auf dem ganzheitlichen, existentiellen Ansprechen und In-Beziehung-Setzen von Personen, der Bildung von Gemeinschaft (Communio). Christliches Leben und die Weitergabe des Glaubens, Sammlung und Sendung, vollziehen sich nicht in großen Verwaltungseinheiten, sondern in Form von Begegnung in Familien, kleinen Gemeinschaften und lebensraum- bzw. lebensweltlichen Bezügen. Die Einbindung von Personen und Menschen in Gemeinschaften gemeinsamen Lebens ist erforderlich, wenn Kirche als Bewegung lebendig bleiben, die Identität erhalten bzw. wieder hergestellt und die Botschaft weitergegeben werden soll. Nur so sind Mobilisierung, Wachstum und damit das Überleben auf Dauer möglich.

Dilemma 4: Pfarrei versus Gemeinde

Vom Kirchenrecht und der Amtstheologie her wird Kirche eher administrativ gedacht. Der Fokus liegt auf der Organisation: Struktur, Ordnung und Stabilität stehen im Vordergrund. Aus dieser Perspektive sind die aktuellen Anpassungsprozesse primär als verwaltungstechnische Gebietsreform zu betrachten, die einzig und allein von den verfügbaren Ressourcen der Amtsträger abhängig ist. Der Vorgang kann beliebig oft wiederholt werden. Letztlich genügt der Bischof, um die Ortskirche zu konstituieren.

Das 2. Vatikanum setzt demgegenüber eine zweite Sichtweise, die vom Gedanken der Communio ausgeht und Kirche eher kommunikativ-prozeßhaft versteht. Die Gemeinden sind die entscheidende Schnittstelle zwischen der Kirche als Organisation und der Kirche als Gemeinschaft. Hier finden die für das Überleben der Kirche in unserer Gesellschaft notwendigen Austauschprozesse statt. Aus dieser Perspektive kann der Vorgang der Bildung größerer pfarrlicher Einheiten nicht beliebig oft wiederholt werden. Er zerstört die Gemeinden und damit die zentrale Schnittstelle zwischen Organisation und Gemeinschaft. Die Reorganisation der Pfarr- bzw. Gemeindestruktur ist aus systemischer Sicht per se ein Prozeß mit strategischer Bedeutung, unabhängig davon, ob dies von den Akteuren so gesehen oder beabsichtigt wird.

Die Reduktion auf eine verwaltungstechnische Gebietsreform - vergleichbar den Reorganisationsprozessen der kommunalen Verwaltungsorgane - ist der Versuch, den drängenden Zukunftsfragen auszuweichen. Wer die Reorganisation in dieser Form betreibt, zerstört die Reproduktionsfähigkeit von Kirche. Umgekehrt gilt: Ohne professionelle, effiziente und schlanke Organisation (Verwaltung) verliert Kirche ihre gesellschaftliche Bedeutung.

Die Formel »Pfarrgemeinde« (Pfarrei = Gemeinde) ist der historisch gültige Versuch, Amts- und Communio-Theologie und damit zwei grundlegende Organisationsmodelle von Kirche in Einklang zu bringen. Die Gleichung ist an ihr historisches Ende gekommen: Wenn Kirche in unserer Gesellschaft lebendig bleiben will, braucht sie unterhalb der Pfarrei als Verwaltungseinheit (mit dem Pfarrer an der Spitze) lebendige, selbstorganisierte Gemeinden als Subjekte der Seelsorge.

Dilemma 5: Pfarramt versus Gemeindeleitung

Kirchenverständnis, Organisationsform und Leitungsverständnis (Organisationskultur und Führungskultur) hängen eng zusammen und bedingen sich wechselseitig. Im Rahmen eines hierarchisch-administrativen Kirchenverständnisses dominiert ein eher hierarchisches Verständnis von Führen und Leiten, eingebettet in eine entsprechend ausgestattete, auf das Zentrum hin orientierte Organisationsstruktur (Linienorganisation).

Im Rahmen eines kommunikativ-prozeßhaften Kirchenverständnisses ist Leitung dagegen eher differenziert und kooperativ zu gestalten, eingebettet in eine dezentral orientierte Organisationsstruktur, in der die Gemeinden sich selbst als Subjekte der Seelsorge organisieren, leiten und vernetzen (Team- und Netzwerkorganisation).

Wenn die Formel »Pfarrer = Gemeindeleiter« (und das bisherige Verständnis von Leitung) in der gegenwärtigen historischen Situation aufrechterhalten werden sollen, müssen die Gemeinden zum (Ab-)Sterben gebracht werden. Soll dies nicht geschehen, können die Funktionen und Rollen des Priesters in der Pfarrei und in der Gemeinde nicht mehr gleichgesetzt werden. Es muß neu und differenziert über Gemeindeleitung nachgedacht werden, was die Pfarrer in der Mehrzahl auch tun, wenn gleich nicht auf offener Bühne.

Reorganisation/Pastorale Erneuerung der Gemeinde**These:**

Um die zukünftigen Anforderungen zu bewältigen und dem Auftrag zu Sammlung und Sendung gerecht zu werden, braucht die Kirche für die Zukunft eine professionelle, effiziente und schlanke Organisation und Verwaltung für die Pastoral. Die Verwaltungseinheit ist nach dem Kirchenrecht die Pfarrei mit dem Pfarrer an der Spitze. Christliches Leben und die Weitergabe des Glaubens, Sammlung und Sendung vollziehen sich nicht in großen Verwaltungseinheiten, sondern in Form von Begegnung in Familien, kleinen Gemeinschaften und lebensraum- bzw. lebensweltlichen Bezügen. Die Kirche braucht für die Zukunft - unterhalb der Ebene der Pfarreien - lebendige, selbstorganisierte Gemeinden als Subjekte der Seelsorge.

Das Verhältnis zwischen Pfarrei und ihren Gemeinden ist subsidiär. Pastorale Aufgaben/Dienste und die Entscheidung über den Einsatz von Ressourcen hierfür sind weitestgehend zu dezentralisieren. Die Verwaltung der Pfarrei ist Dienstleisterin für die Gemeinden.

Die geistliche Ausrichtung, d.h. der Aufbau, die langfristige Entwicklung und Vernetzung von selbstorganisierten Gemeinden und die Führung, d.h. die Qualifizierung und das Coaching verantwortungsvoller Personen, die konkret vor Ort Seelsorge und ihre Organisation betreiben, sind zukünftig die Kernaufgabe der Pfarrer und hauptamtlichen MitarbeiterInnen. In diesem Sinne betreiben sie Seelsorge an der Gemeinde.

Reorganisation/Erneuerung der Gemeinde - Prozeßqualität

1. Welche erkennbare langfristige Strategie leitet die Reorganisation?
Präsenz in der Fläche oder die Konzentration/Profilierung in Form von Zentren oder "lebenswelt- bzw. milieuspezifischer" Differenzierung?
2. Was ist das zugrundeliegende Amts- und Gemeindeverständnis?
Strukturell-verwaltungsbezogen, also vom Pfarreibegriff her, oder aber eher kommunikativ-prozeßhaft, also vom Gedanken (kleiner), lebendiger und missionarischer Gemeinden (Gemeinschaften) her?

3. Entspricht die Landkarte langfristig den zu erwartenden finanziellen und personellen Ressourcen? Perspektive mindestens 10 bis 20 Jahre.
 4. Ist die Reorganisation als ein attraktiver, pastoraler Erneuerungsprozeß angelegt, der die Menschen in Bewegung bringt?
Pastorale Konzeption als Zielpunkt und Kernbestandteil der Reorganisation (Primat der Pastoral)
 5. Sind die Menschen, die Gemeinden vor Ort in adäquater Weise in die Veränderungen mit einbezogen? Transparente Information, Konsultation, Entscheidungsmöglichkeit im Rahmen der Vorgaben
 6. Wird den hauptamtlichen Führungskräften im Prozeß eine aktive und gestaltende Rolle zugestanden und übertragen?
Einbindung in strategische Entscheidungen, Auftrag zu Planung, Organisation und Moderation der Prozesse vor Ort, Unterstützung durch die Bistumsleitung
 7. Sind theologisches Verständnis von Leitung und organisations bezogene Anforderungen an Leitung kongruent?
Differenziertes Leitungsverständnis, lösbare Aufgaben Entwicklung von Kooperationen - Schritte
-
1. Sondierung
Überprüfung der Situation (Situationsanalyse) und der Möglichkeiten zur Bildung von Kooperationen zwischen Gemeinden/Pfarreien im jeweiligen Umfeld
 2. Grundentscheidung
Entscheidung über die Gesamtlösung auf mehreren Ebenen (Gemeinde, Dekanat, Bistum)
 3. Modellierung
Erarbeitung des Modells der zukünftigen Kooperation (Leitbild/Ziele und Steuerungsstruktur)
 4. Kontraktierung
(Rechts)verbindliche Vereinbarung als Geschäftsgrundlage der Zusammenarbeit
 5. Implementierung
Reorganisation innerhalb der kooperierenden Gemeinden/Pfarreien, Konstituierung der neu geschaffenen Steuerungsstrukturen, Instandsetzung der zugehörigen Prozesse
 6. Konzeptionierung
Entwicklung eines Pastoral Konzeptes für die Kooperationseinheit
 7. Realisierung
Umsetzung und Erprobung des Pastoral Konzeptes (z.B. Projekte)
 8. Evaluation
Überprüfung der Zieleichung hinsichtlich der Ergebnisse und des Prozesses

Brief von Ferdinand Kerstiens an Valentin Dessoj

Sehr geehrter Herr Dessoj!

Ich war Teilnehmer an dem Studientag des Freckenhorster Kreises mit Ihnen am 1./2. Oktober über die Zukunft der Gemeinden.

Ich stimme Ihnen ausdrücklich zu in vielen Punkten Ihrer Analyse:

- Die finanziellen und personellen Ressourcen zwingen zu einem gründlichen Umdenken.
- Die Gemeinden und ihre Hauptamtlichen, ihre Gremien sind vielfach beschäftigt mit drittrangigen Fragen der von oben verordneten Fusion, der Kompetenzverteilung, der Gottesdienstzeiten und Pfarrfeste. Sie verpassen die Chance der Krise.
- Vieles ist stümperhaft und kontraproduktiv, verbraucht die nötigen Kräfte, erschöpft sich in Klagen und Querelen. Die Hauptamtlichen sind vielfach unfähig ihre Leitungskompetenz gemeindedienlich und menschenfreundlich wahrzunehmen.
- Auch in dem heutigen Wandlungsprozess haben kleinere Gemeinden ihre Chance, wenn die Verantwortlichen - Priester, PastoralreferentInnen und engagierte ChristInnen - ihre Möglichkeiten in eigener Regie wahrnehmen.
- Der Schwund an Nachwuchs in den hauptamtlichen kirchlichen Diensten birgt auch die Chance einer größeren Freiheit an der Basis.
- Mit einer Strukturreform von oben, die sich nach der Zahl der noch vorhandenen Priester ausrichtet, ist nichts gewonnen. Da geht es nur um Scheinlösungen statistischer Art, besonders im Blick auf die »Sakramentenversorgung«.
- Sehr viel könnte mit einer besseren Ausbildung und Kompetenz der Hauptamtlichen gewonnen werden.
- Das Entscheidende ist die Vision, die in die Zukunft trägt, nicht ein Verfeinern der »Produkte« von heute.

Dennoch bin ich mit einem sehr zwiespältigen Gefühl nach Hause gefahren. Auch dafür die Gründe:

- Sie nannten die Gemeindemitglieder »die Kunden«. Das halte ich – unter welcher Vorstellungswelt auch immer – für grundfalsch. Kunden sollen und wollen bedient werden. Die Gemeindemitglieder, gerade die bewussten, sind nicht Kunden, sondern verantwortliche Gemeindemitglieder, TrägerInnen der Mitte unserer Gemeinden, ihrer Dienste und Gottesdienste. Sie – unter welchen Vorstellungen auch immer – als »Kunden« zu verstehen, verfehlt das Zentrum der theologischen Wahrheit und unserer Zukunftshoffnung für unsere Gemeinden.
- Die Arbeit der Gemeinden muss dem »Markt« entsprechen. Daran ist richtig, dass die Arbeit der Gemeinden die Bedürfnisse der Menschen, ihre Not, wahrzunehmen und darauf zu antworten hat. »Ich habe das Elend meines Volkes gesehen und ihre laute Klage über ihre Antreiber habe ich gehört. Ich kenne ihr Leid.« (Ex 3,7) Ohne diese Zuwendung zu den Menschen verliert die Gemeinde ihre Mitte. Doch das Bemühen, dem »Markt« zu entsprechen, verführt allzu leicht zu falscher Anpassung an Bedürfnisse, die vielleicht vorhanden, aber unter Umständen gerade zu entlarven und zu korrigieren sind, um die wahre hilfreiche Botschaft wahrnehmen zu können. »Umkehr« heißt das in biblischer Botschaft. Das Bemühen, dem »Markt« zu entsprechen, verführt dazu, nach dem zu schießen, was »ankommt«, verführt zu Oberflächlichkeit und Geschäftelhuberei, die sich von Zahlen verführen lässt. Davon ist ja leider die Gemeinde-Arbeit vielfach bestimmt (siehe die Tagesordnung vieler Pfarrgemeinderäte).

- Mein entscheidender Einwand: Sie sagten, als wir die Ziele der Gemeindegemeinschaft in Gruppen formuliert hatten, die inhaltlichen Ziele interessierten Sie überhaupt nicht, Sie seien als Organisationsberater eingeladen worden. Die Quintessenz Ihrer These besagt dann: Egal, worum es sich handelt, die Verkaufs- und Organisationsstrategien sind immer gleich, egal ob es sich um das Evangelium oder um Seife handelt. Bestimmt nicht auch der Inhalt die Methode? Sicher, die Kirche ist immer Kirche in der Welt und muss sich deswegen auch weltlicher Methoden bedienen, die der ständigen Korrektur bedürfen, wenn sie dienlich bleiben sollen. Aber der Weg muss dem Ziel entsprechen und kann deswegen nicht unabhängig davon behandelt werden. Viele vielleicht in an deren Bereichen erfolgreiche Strategien verbieten sich für die Kirche.
- Sie erwähnten Paulus und seine Anknüpfung an den Altar mit dem unbekanntem Gott als positives Beispiel. Den Hinweis auf die Auferstehungspredigt von Paulus bezeichneten Sie als misslungenen Versuch. Dann ist Jesus Ihrer Meinung nach auch gescheitert mit seiner Predigt. Er hat nicht die Menschen »marktgerecht« bedient oder seine Jünger (mit Tricks oder irgendwie sonst) zu halten versucht (»Wollt ihr nicht auch gehen?« Jo 7,67). Die Botschaft muss verkündet werden »ob gelegen oder ungelegen«. Die prophetische Kritik an den Mächtigen im Markt«, in Gesellschaft, Politik und Kirche) und ihren bequemen Nutznießern (auch in unseren bürgerlichen Gemeinden) darf nicht der Marktanpassung zum Opfer fallen, auch wenn sich viele »Kunden« abwenden.

So bleibt mein Echo auf Ihre Ausführungen zwiespältig. Sie sind hilfreich und gefährlich zugleich für die Gemeinden und ihre Zukunft.

Mit freundlichen Grüßen
Ferdinand Kerstiens

Termine

Ständiger Arbeitskreis

(jeweils um 15.30 Uhr - 18.30 Uhr)

6.3.2005: Gasthaus, Recklinghausen
17.4.2005: Ort noch nicht festgelegt
22.5.2005: Ort noch nicht festgelegt
5.6.2005: Ort noch nicht festgelegt
28.8.2005: Ort noch nicht festgelegt

Vollversammlung

Ort: Pfarrzentrum St. Sebastian, Münster-Nienberge

Datum: Freitag, den 25.2.2005

16.30 Uhr: Stehkafee

17.00 Uhr: Beginn

21.00 Uhr: Ende

Bistumstag mit Beteiligung des Freckenhorster Kreises

Samstag, den 2. Juli 2005

Der Freckenhorster Kreis ist mit einem eigenen Podium vertreten und stellt sich an einem Informationstisch im Rathausinnenhof den Fragen interessierter Besucher und Besucherinnen. Wer bereit ist, eine Stunde oder auch länger am Informationstisch zu stehen, melde sich bitte bei Ludger Funke im neuen FK-Büro in Duisburg! (Adresse im Impressum auf der Rückseite der FK-Informationen.)

Bedenken Günther Grothe

In die 1200-jährige Geschichte unseres Bistums Münster, die im nächsten Jahr als »Liebesgeschichte« festlich erinnert werden soll, wird das Jahr 2004 womöglich als das Jahr eingehen, in dem auf breiterer Ebene Eingriffe in die gewachsene Gemeindestruktur des Bistums erfolgt bzw. fest in den Blick genommen worden sind. Man wird als Dokument die mehrteilige offizielle Veröffentlichung in der Kirchenzeitung, dem Bistumsorgan, festhalten, durch die erstmals die »Windrichtung« der Veränderung der gesamten diözesanen Öffentlichkeit mitgeteilt und begründet wurde - verbunden mit dem Versuch, die Veränderungen »schmackhaft« zu machen und als Chance kreativen Mitgestaltens zu deuten. Von einigen gekürzten Leserbriefen und gelegentlichen »Erfolgsmeldungen« vollzogener Zusammenlegungen abgesehen, findet das alles seitdem kaum einen Niederschlag im Kirchenblatt, obwohl landauf, landab Unmut und vielfach Lähmung und Resignation herrschen - nicht nur bei den Laiengremien. Auch kann man sicher nicht behaupten, daß die strukturellen Eingriffe mit allen Entscheidungsebenen des Bistums sorgsam abgestimmt worden seien. Schließlich stehen sie in eklatantem Widerspruch zum Geist und zu vielen Aussagen des Diözesanforums - dieses scheint schon »Schnee von gestern« zu sein. Umso wichtiger erscheint es mir, daß diejenigen sich äußern, die den eingeschlagenen Weg für bedenklich halten, auch wenn es fast schon zu spät ist.

Worum handelt es sich also?

Alle bisherigen Versuche, Gemeinden auf freiwilliger Basis zu einem stärkeren Zusammengehen zu bewegen - Pfarrverband, Pfarreiengemeinschaft und Seelsorgeeinheit - scheinen nun abgetan: Der Zwang der drei benannten Faktoren - Priestermangel, Geldmangel und »Gläubigenmangel« (das ist bereits eine Deutung! - lasse keine andere Konsequenz zu, als größere pfarrliche Einheiten zu schaffen durch Zusammenlegen mehrerer bisherigen Pfarreien oder durch Rückführung jüngerer zu den Mutterpfarreien. Wo im Bistum dieser Weg nicht unmittelbar von oben »verordnet« oder vor Ort »vorausgehend« freiwillig gegangen wird, wartet man jeweils das fällige, ruhestandsbedingte Ausscheiden der Pfarrer ab. Als Köder wird eine fünfjährige finanzielle Bestandsgarantie für solche Pfarreien angeboten, die freiwillig noch in 2004 den erwarteten Schritt der Fusion getan haben.

Ich bin seit 35 Jahren ununterbrochen im praktischen seelsorglichen Dienst als Kaplan und als Pfarrer tätig. Meine theologische Ausbildung fiel in die Zeit des Konzils; alle zwei Jahre hat uns der Bischof zur »formatio continua«, zur Weiterbildung, ins Priesterseminar gerufen. Hierbei gab es eine Konstante, die sich wie ein roter Faden durch die meisten dieser Fortbildungsmaßnahmen zog: Die Gemeinden sind in der heutigen Zeit nicht mehr »Objekte unserer Seelsorge«, sondern vielmehr »Subjekte ihres eigenen selbstverantworteten Glaubens- und Gemeindelebens«. Von den »versorgten« sollten die Gemeinden immer mehr zu mitsorgenden Größen werden. Der damit verbundene Wandel in der priesterlichen Identität und Alltagstätigkeit mußte - manchmal schmerzlich - erlernt und eingeübt werden. Neben den uns Priestern verbleibenden liturgischen und sakramentalen Funktionen galt es, Gremien sachgerecht zu begleiten, Menschen zu unterstützen und zu ermutigen, die Aufgaben übernommen hatten, und sie in ihrer durch Taufe und die Firmung begründeten »priesterlichen« Verantwortung zu bestätigen, in Augenhöhe mit ihnen umzugehen, sie zu fördern und zu fordern.

Gleichzeitig durften wir erfahren, daß uns in den Gemeinden immer mehr kompetente, kritische Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter zuwuchsen, die umso motivierter waren, je mehr wir ihnen vertrauten und ihnen freie Hand ließen. »Authentische Berufungen« - das ist hierfür eine angemessenere Bezeichnung als das abgegriffene Wort »Ehrenamtliche« in Verbindung mit uns, den sogenannten »Hauptamtlichen«. Wenn wir uns Zeit nehmen, sie aufzuspüren und anzusprechen, wächst uns ein unerschöpfliches Potential an solchen Berufungen zu, die bereit sind, Dienste in der Gemeinde zu

übernehmen - ich behaupte: leichter als früher, als man noch stärker Berührungsängste und einen Mangel an theologischer Vorbildung empfand und mehr auf die »Professionellen« fixiert war. Die Krise der Kirche ist für mich am allerwenigsten Krise der Ortsgemeinden: Wenn immer wieder Statistiken u.a. von schwindenden Gottesdienstbesucherzahlen ins Feld geführt werden, um die strukturellen Eingriffe zu begründen, dann wird meist übersehen, daß diesem Schwund ein Hoffnungszeichen gegenübersteht: die gewachsene Bereitschaft, Teilbereiche der Seelsorge verantwortlich mitzutragen. Das ist ein hohes Gut, und damit muß sorgsam umgegangen werden.

Blockierend wirkten und wirken einerseits die mangelnde Fähigkeit mancher - auch jüngerer priesterlicher Mitbrüder - sich auf diese nachvatikanische Entwicklung einzulassen, indem sie versuchen, an der überkommenen Priesterrolle festzuhalten oder sie zu restaurieren, und andererseits die Grenzen, die das Kirchenrecht setzt und die Rom in immer neuen Instruktionen festschreibt, nicht auszunutzen, wobei eine uneinige und wenig mutige Bischofskonferenz dem kaum etwas entgegenzusetzen scheint. Dabei haben sicherlich viele ihrer Mitglieder durchaus die Zeichen der Zeit erkannt und ersehnen im Herzen längst Durchbrüche zu Neuem. Die Inkompatibilität römischer Äußerungen mit dem Leben der Ortskirche hat nach meiner Überzeugung wesentlich zu der Entfremdung beigetragen, die allenthalben der Kirche und vor allem der Kirchenleitung gegenüber festzustellen ist - nicht nur bei Jugendlichen!

»Wie kann nun die Kirche auch noch«, so höre ich vor Ort fragen, »die weltlichen Praktiken nachahmen und verfasste Pfarreien wie Post- oder Sparkassenfilialen schließen, die seit Hunderten von Jahren existieren oder die ein blühendes Gemeindeleben aufweisen, nur weil Priester fehlen oder die kirchensteuerlich bedingte Finanzknappheit den hohen Ausstattungsstandard unserer Einrichtungen nicht mehr von oben her erhalten kann?!« Und: »Wie kann man die Leitung der neuen Großpfarreien nur denen zumuten und zutrauen, die den größten zahlenmäßigen Schwachpunkt in der Kirche darstellen, den Priestern, die ohnehin für diese Aufgabe oft wenig disponiert und ausgebildet sind?« Diese »Reform von oben« ist irreversibel und beschneidet Leben da, wo sie Pfarreien erwischt, die bisher selbständig und lebendig sind. Das Profil, das Gesicht, das sie im alltäglichen Leben des Glaubens gewonnen haben, kann sich allzu leicht in den Zwängen der Zentralisierung verlieren. Menschen, die sich neu auf den Weg gemacht und geistliche Heimat gefunden haben, lassen sich nicht einfach umpolen. Die »Seelsorge mit Gesicht«, die den Seelsorgern angeblich jetzt erst recht möglich wird, weil die Seelsorger mit weniger Verwaltung, Gremien und Gruppen zu tun haben und sich einzelnen besser zuwenden können, bringt es mit sich, daß man den Mikrokosmos der gemeindlichen Substrukturen ganz einfach sich selbst überläßt, ihn vielleicht sogar als lästig empfindet und am liebsten aushungern läßt. Eine Folge wird sein, daß frei schwebende religiöse und esoterische Bewegungen, die heute mehr und mehr im Schwange sind, keine An- und Einbindung an eine bestehende Ortsgemeinde und damit kein wichtiges kritisches Korrektiv finden.

Und schließlich: Woher nimmt man die Gewähr, daß nach dem verordneten Schrumpfungsprozeß für die verbliebenen Pfarreien langfristig noch genügend Priester zur Verfügung stehen? Ferner: Wie sollen junge Leute Interesse an dem Beruf des Priesters oder der Pastoralreferenten finden, wenn diese so weit weg leben und agieren und dabei strukturell eigentlich ständig überfordert sind?

Kann man es verantworten, eingearbeitete Gremien wie die Kirchenvorstände und Pfarrgemeinderäte und das da gesammelte Erfahrungswissen einfach aufzugeben, nur weil den wenigen verbliebenen Priestern die ständige Leitungspräsenz nicht zumuten ist? Sofern es lebendige Traditionen in Liturgie, Brauchtum und in den Festen der bisherigen Gemeinden gibt - werden die eine Überlebenschance haben in den zukünftigen Großpfarreien? Alles in allem: Kann das Modell der kommunalen Reform der 70er-Jahre – Vergrößerung der Verwaltungseinheiten - wirklich Vorbild sein für das, was unsere Kirche in dieser Umbruchszeit braucht? Fährt der Zug in die richtige Richtung?

Wenn ich diese Bedenken anmelde, werde ich mit Recht nach einer Alternative gefragt. Für mich liegt diese in der behutsamen und konsequenten Weiterführung des bisherigen Weges, Verantwortung für die Kirche von »oben« nach »unten« zu delegieren. »Wir haben keinen Priester für euch, also übernehmt, so weit es geht, priesterliche Dienste in eurer Gemeinde«, könnte eine Botschaft des Bischofs an die Gemeinden sein. »Wir haben nicht mehr genug Geld, um wie bisher euer Gemeindeleben zu unterstützen. Also müht euch auch um mehr finanzielle Mitverantwortung in der Gemeinde«. Diese Botschaft hätte ich mir aus Münster gewünscht. Transparenz und Offenheit wirken motivierend und vertrauensbildend - mehr jedenfalls als alles Schönreden und auch die Aufforderung zur »Trauerarbeit« um den Verlust vertrauter Seelsorgsstrukturen. In einer Zeit schwindender öffentlicher Finanzen in allen Bereichen müßte in der Kirche doch daran gearbeitet werden, ein zweites finanzielles »Standbein« durch Fördervereine, Stiftungen o.ä. zu bilden. Manch einer vor Ort ist bereit und in der Lage, aus privaten Mitteln mitzutragen, wenn ihm die Zukunft seiner Heimatgemeinde am Herzen liegt. Dazu müßte allerdings das Finanzgebaren der Diözese noch weit transparenter gemacht werden, damit für alle plausibel wird, daß wir inzwischen eine ärmere Kirche geworden sind. Das würde auch bedeuten, daß Hoheitsrechte und -pflichten der Diözese vorsichtig umgeschichtet werden müßten. Die alte christliche Lehre von der Subsidiarität der größeren Einheit der kleineren gegenüber sollte wenigstens in der Kirche selbst gelten.

Alles in allem also: Von oben nach unten, und mit dem Blick auf morgen und übermorgen - das ist für mich Zeichen der Zeit und damit Maxime für die Kirche in all ihren Lebensvollzügen. Zugleich wäre das auch ein prophetisches Zeichen für die Welt gegen die Auswüchse politischer, gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Zusammenballungen, die den einzelnen Menschen immer mehr aus dem Auge verlieren.... Für mich tut sich für den Freckenhorster Kreis ein neues Aufgabenfeld auf: Er sollte es sich jetzt zum Ziel setzen, solchen Gemeinden beizustehen, die innerhalb einer neuen Großpfarrei und in enger Verbindung mit dieser ihre Identität wahren, bzw. neu finden möchten. Sie sind in diesem Bemühen weitgehend alleingelassen, und die Gefahr besteht, daß die Engagierten in ihnen allzu schnell »ausbrennen«. Hier gilt es, Visionen und Modelle zu entwickeln, die »ansteckend« wirken und ermutigen. Immer mehr gilt dabei das alte und bewährte Prinzip »Hilfe zur Selbsthilfe«.

Wir sollten die heutige Situation der Kirche als Herausforderung erkennen, sie gestaltend aufgreifen, statt sie trauernd und ohnmächtig oder sogar resignierend über uns ergehen zu lassen. Ich habe immer noch die Hoffnung, daß sich die Kirche aus Gottes Geist und damit aus ihrer Basis und Mitte erneuert, gespeist von der Sehnsucht und Glaubenstreue der Menschen, und ich vertraue darauf, daß sich auf lange Sicht auch die Kirchenleitung nicht einer Erneuerung verschließen wird, nachdem auch sie durch einen schmerzvollen Prozeß des Freilassens und des Loslassens alter Positionen hindurchgegangen ist.

»...Dann ereignet sich Gott«

Abendveranstaltung des Freckenhorster Kreises mit Prof. DDR. Gotthold Hasenhüttl
am 26.11.04 im Franz-Hitze-Haus
Angelika Wilmes

»Wenn wir von Gott sprechen wollen, dann muß dieses Wort innerhalb der menschlichen Erfahrung einen Sinn haben.«

Aus diesem Ansatz entfaltet Gotthold Hasenhüttl seine Gottesvorstellung, die deswegen so neu ist, weil sie die Welt und die Erfahrung des Menschen - anders als Religion es gemeinhin tut - ernst nimmt, und zwar so grundsätzlich, wie ich es bisher noch bei keinem Theologen wahrgenommen habe. Dieser Aspekt - das wurde mir im Rückblick besonders deutlich - ist für mich das wichtigste Ergebnis des Abends mit Professor Hasenhüttl.

Uns hat man gesagt:

Wir sollen den Armen helfen um Gottes willen.

Wir müssen im Beichtstuhl mit Gott Versöhnung suchen, wenn wir Streit mit unseren Kindern, Verwandten oder Nachbarn haben.

Wir können auf den Lohn im Jenseits hoffen, wenn wir hier und heute auf der Schattenseite des Lebens stehen.

Beten zu Gott ist wichtiger als konkretes Eintreten für die Gerechtigkeit.

Es ist gottgefällig, wenn wir vor ihm knien und ihn fromm verehren - rein verbal und absolut folgenlos.

Die Theologie Hasenhüttls nimmt den Menschen und seine Wirklichkeit ernst. Ein Gott, der erfahren wird in sinnvoller Beziehung, läßt sich nicht einspannen oder benutzen. Ein solcher Gott »ereignet sich«, wo Menschen sich von einer Liebe bestimmen lassen, die den Menschen wirklich meint und ihn nicht zum Objekt macht. Niemand kann ihn für sich reklamieren und das eigene Machtstreben mit Gottes Namen legitimieren.

Menschlichkeit, die von einem solchen Glauben getragen ist, ist ehrlich und benutzt weder Gott noch den Mitmenschen für eigene Zwecke. Aus solchem Glauben leiste ich uneigennützig Hilfe, nicht weil Gott es gebietet, sondern weil es sinnvoll und menschlich ist. In solch ehrlicher Anteilnahme »ereignet sich Gott« In solchem Glauben kann ich dem verzeihen, der mich gekränkt hat, und »Reich Gottes« wird gegenwärtig. - In solchem Glauben versuche ich, fremdes und eigenes Leiden nach Kräften zu lindern und dessen Ursachen zu bekämpfen, es aber auch als Teil des eigenen Menschseins anzunehmen. Solcher Pragmatismus hilft mir, »Reich Gottes« hier und jetzt zu erkennen, wenn ich Trost und Hoffnung gebe oder erfahre.

Dieses Ernstnehmen der Wirklichkeit und des Menschen ist mir in solcher Konsequenz noch in keinem theologischen Entwurf begegnet. Die Versuchung, angesichts all der herrschenden Ungerechtigkeit auf Vertröstung zu setzen, ist auch bei modernen Theologen oft gegenwärtig, und sei es in spitzfindigen Spekulationen, wie Gott am Ende Gerechtigkeit schafft.

Mich hat dieser Abend - wie zuvor Hasenhüttls Dogmatik »Glaube ohne Mythos« - zwar in manch »eingefleischter« Glaubensgewohnheit nicht wenig verunsichert, aber vor allem weitergebracht.

Beides - Verunsicherung und Klärung - spiegelte sich auch in der lebhaften Diskussion im zweiten Teil der Veranstaltung. So fiel auch das Echo fast durchweg sehr positiv aus. Schade nur, daß die Suspendierung Hasenhüttls wegen seiner Einladung evangelischer Christen zur Eucharistie anlässlich des Ökumenischen Kirchentages inzwischen endgültig verhängt worden ist.

G. Hasenhüttl über das Hauptthema der Diskussion: Die ausgleichende Gerechtigkeit Gottes im Gericht:

»Das »Gerechtigkeitsargument«, daß es eine ausgleichende Gerechtigkeit geben muß, birgt ... Probleme in sich:

a) Genausowenig wie man aus einer Sehnsucht schließen kann, daß sie gestillt wird, genausowenig kann man aus dem Gerechtigkeitsempfinden seine notwendige Erfüllung erweisen. (...)

b) Die Forderung nach Gerechtigkeit schließt nicht ein, daß jedem Gerechtigkeit widerfahren muß. (...)

c) Was ist das für eine Gerechtigkeit, die Aug' um Aug', Zahn um Zahn fordert? Wird sie nicht durch die Forderung der Überwindung des Bösen durch das Gute eo ipso aufgehoben? ... Wird dadurch das Leben sinnvoller, wenn ich weiß: Das Böse, das getan wurde, wird Gott eines Tages rächen? Ist dieses göttliche Gericht vielleicht nur der Rachedanke der Frommen, der zugelassen wird, weil sie sich im Leben nicht rächen dürfen? ...«

(G. Hasenhüttl, Glaube ohne Mythos. Band 2: Mensch, Glaubensgemeinschaft, Symbolhandlungen, Zukunft. Schriften der Internationalen Paulusgesellschaft. (c) Matthias-Grünwald-Verlag, Mainz, 2. Aufl. 2001.)

**Margret Greiner:
Miss, wie buchstabiert man Zukunft?**

Margret Greiner verbrachte mit ihrem Mann zwei Jahre (2000-2002) in Jerusalem. Er hatte eine Gastprofessur an der Hebräischen Universität erhalten, und sie unterrichtete am Schmidt's Girl's College, einer renommierten Schule für palästinensische Mädchen. Mit dem Aufenthalt in Jerusalem erfüllte die Lehrerin sich einen lang gehegten Traum, aber die Realität vor Ort, das tägliche Leben zwischen zwei Welten - sie wohnte im israelischen Teil der Stadt und unterrichtete in Palästina - zerriss sie innerlich. Ihre Erfahrungen hat sie aufgeschrieben in dem Buch:

Miss, wie buchstabiert man Zukunft? (Piper 2003/Taschenbuch2004)

Eine ihrer ehemaligen Schülerinnen, Lama Tarayra, erhielt im September 2004 den Stuttgarter Friedenspreis. Über ihren ganz persönlichen Weg zum Frieden berichtet Lama in ihrer Dankesrede.

Erika Becker

Lama Tarayra

Rede anlässlich der Friedensgala im Theaterhaus Stuttgart am 25.9.2004

Ladies and Gentlemen, meine Damen und Herren!

Ich bin sehr dankbar, daß mir die Gelegenheit gegeben wird, einen der schönsten Momente meines Lebens mit Ihnen allen zu teilen. Ich habe immer davon geträumt, solch einen Augenblick wie die Verleihung des Stuttgarter Friedenspreises zu erleben. Und wenn ich hier so stehe, auf dieser Bühne, empfinde ich vor allem große Dankbarkeit. Ich danke Ihnen allen, daß Sie verstehen, wieviel es mir bedeutet, zu wissen, daß ich bei all meinen Aktionen unterstützt werde und daß ich nicht allein bin in Zeiten, in denen ich mich von allen verlassen fühle.

Ich verbrachte 18 Jahre meines Lebens in einem Land mit zwei Nationen, einem Land mit zwei Völkern, und ich lebe auf einem Boden, um den sich zwei Feinde streiten. Achtzehn Jahre voller Angst, Schmerz und Qual. Ich habe mich niemals sicher gefühlt, ich habe mich nie glücklich gefühlt, und ich wußte nie, ob es mir erlaubt war zu leben.

Ich war erst ein Jahr alt, als die erste Intifada begann. Mit drei Jahren mußte ich lernen, daß ein Israeli ein Feind ist, ich lernte das in der Schule, auf der Straße, in meiner Umgebung und bei mir zu Hause. Als ich sechs Jahre alt war, begann der erste Golfkrieg. Damals lernte ich, meinen Schwestern dabei zu helfen, ihre Gasmasken aufzusetzen, bevor ich meine aufsetzen konnte. Damals lernte ich, sie fest bei der Hand zu halten, ihre Tränen abzuwischen und ihnen zu sagen, daß alles gut werden würde. 2000 begann die zweite Intifada, ein weiterer Kreislauf mit Tränen, Blut, Verlust und Schmerz. Ein weiterer Kreislauf mit Angst und dunklen Tagen. Ich verlor meinen Onkel, zwei meiner Vettern und viele Freunde. Ich werde sie nie wieder sehen, werde sie nie wieder in den Arm nehmen können. Ich verlor meine Kindheit, ich verlor die Gegenwart, und ich verlor Sinn und Bedeutung meines Lebens. Als der Alltag in dieser Region so schwierig wurde, daß ich es nicht mehr aushalten konnte, begann ich nach Lösungen zu suchen. Ich begann mich zu fragen, wo auf dieser Welt ich die Möglichkeit zu leben erhalten könnte. Mein einziger Wunsch war:

In Frieden und Freiheit zu leben, frei von diesem Teufelskreis aus Haß und Aggression. Ich wurde mir schmerzlich bewußt, daß ich nur eine Lösung finden konnte: Wenn es mir gelang, die vielen Betonwände in meinem eigenen Land niederzureißen, die von starken Händen und mit großen Werkzeugen errichtet worden waren. Für mich war die Zeit gekommen, meine eigene Gesellschaft in Frage zu stellen, meine Freunde, mein Leben und mich selbst. Für mich war die Zeit gekommen, Antworten zu finden und einen neuen Weg der Liebe und des Verstehens zu errichten, auf dem ich und andere gehen konnten. In New Jersey (USA), im Friedenscamp »Building Bridges for Peace« (Brücken bauen für den Frieden), das von der Gesellschaft »Seeking Common Ground« (»Auf der Suche nach einer gemeinsamen Grundlage«) organisiert wird, traf ich die andere Seite. Am Anfang waren es die Gesichter von Feinden, zwei Wochen später hielt ich das Herz von guten Freunden in meinen Händen. Ich lebte mit ihnen, aß mit ihnen, spielte, stritt, lachte und weinte mit ihnen.

Ich teilte mit ihnen meine Geschichte, meinen Schmerz, sie teilten mit mir ihre Gefühle, ihre Tränen. Die Mädchen im Lager, sowohl Araberinnen als auch Israelinnen, wurden ein Teil von mir, meines Wesens, meiner Seele. Je mehr ich ihnen zuhörte, desto mehr bewunderte ich ihren Mut, den Pfad des Friedens und des Verstehens einzuschlagen, obwohl sie in einer Generation aufwuchsen, die über 60 Jahre lang viele Kriege, den Holocaust und Hunderte von Massakern erleiden mußte. Im Lager wurde mir bewußt, daß ein Feind jemand ist, dessen Geschichte wir nicht kennen, und daß es keinen Frieden geben wird, wenn wir die andere Seite nicht kennenlernen wollen. Die Teilnehmerinnen bei »Bridges for Peace« werden jedes Jahr mehr, sie arbeiten Hand in Hand an einem Netzwerk der Hoffnung, und in ihren Händen tragen sie den Schlüssel für die Zukunft einer Nation. Wir tragen die Verantwortung für die Erschaffung einer Welt, in der Nachbarn als Nachbarn zusammenleben können, unabhängig von allen Unterschieden in Religion und Kultur. Als Teil dieser Bewegung wurde mir bewußt, daß ich die Veränderung, die ich in der Welt gern sähe, in mir selbst trage, daß ich die Kerze bin, die das Leben anderer Menschen erleuchten kann, anstatt nur nach Licht in meinem eigenen Leben zu suchen, und daß man in der schwärzesten Nacht die Strahlen des Mondes entdecken kann, wenn man nur eine kleine Weile nach ihnen sucht.

In diesem Jahr kehrte ich zu »Building Bridges for Peace« zurück und absolvierte dort eine Ausbildung zur Leiterin, um mit Freuden dazu beizutragen, daß immer mehr Samen zu einem Baum des Friedens wachsen. Ein Baum, der nie seine Blätter verliert.

Am Schluß möchte ich meinen Eltern danken, daß sie mir erlaubt haben, meinen eigenen Weg zu gehen und daß sie mir die Freiheit der Entscheidung gelassen haben. Ich möchte Ihnen danken, daß sie mich unterstützt haben und mir immer zur Seite standen.

Ich möchte Peter Grohmann danken, der so viel dafür getan hat, daß ich heute hier sein kann. Ich möchte »Building Bridges for Peace« in der Person von Melodye Feldman danken, die mir die Augen geöffnet hat für eine Welt, die ich vorher nicht kannte. Ein großes Dankeschön geht an die beste Lehrerin von allen, Margret Greiner, die mich auf all meinen Wegen an der Hand genommen und darauf geachtet hat, daß ich nicht fiel, und immer gesagt hat, daß ich es schaffe. Ich danke Ihnen, daß Sie mich ermutigen, auf diesem Weg weiterzugehen und daß Sie mir die Gewißheit geben, daß wir unsere Zukunft niemals auf Gewalt aufbauen können, daß Friede ein Ziel ist, für das sich unser Einsatz lohnt. DANKE

Was tut sich im Ständigen Arbeitskreis?

Ludger Funke

Seit dem letzten Bericht in den FK-Informationen Nr. 117 hat sich der Arbeitskreis neunmal getroffen.
(...)

In der **Januar-Sitzung** ging es in erster Linie um die Vorbereitung einer »Doppeltagung« mit jungen Leuten am 12. März und 24. April. Schon seit längerer Zeit beschäftigen wir uns mit der Frage, wie wir neue, vor allem jüngere, engagierte Mitmenschen für unseren Kreis und für die Ziele unseres Kreises gewinnen können. Außerdem wurde einiges für die Vollversammlung am 13. Februar in Nienberge und für die Jahrestagung (»Gemeinde der Zukunft - in der Vielfalt ihrer Akzente«) am 1. und 2. Oktober in Freckenhorst geklärt. Es wird entschieden, daß wir uns mit einem »Forum« (zu unserem Jahresthema) und einem Stand beim Markt der Möglichkeiten beim Bistumstag in Münster am 2. Juli 2005 anlässlich des Bistumsjubiläums im nächsten Jahr beteiligen.

Beim Rückblick auf die Vollversammlung wurde in der **Februar-Sitzung** die gute Atmosphäre gelobt. Ferner haben wir uns mit den verschiedenen Reaktionen auf den Brief des AK-Ökumene an die Priester unseres Bistums beschäftigt. Erika Becker und Reinhold Waltermann berichten von ihrem Besuch bei MISEREOR. In Bezug auf das »Demetrius-Projekt« in Brasilien wurde eine Zusammenarbeit zwischen MISEREOR und dem FK vereinbart. Weitere Themen: Gemeindeverständnis: 7 Thesen von Weihbischof Franz-Peter Tebartz van Elst und Planung eines Vortrags- und Gesprächsabends mit Prof. Dr. Gotthold Hasenhüttl zum Thema »Glaube und Erfahrung« im Herbst.

Schwerpunkt der **März-Sitzung** war eine ausführliche und detaillierte Information von Ferdi Kerstiens zu den »Verteidigungspolitischen Richtlinien der EU 2003«. Außerdem haben wir uns mit einem Rückblick auf die Klausurtagung mit jüngeren FK-Mitgliedern und Gästen am 12. März in Albachten und mit der Vorbereitung des Klausurtages am 24. April in Nienberge beschäftigt. Weitere Tagesordnungspunkte: Priesterumfrage zur eucharistischen Gastfreundschaft, Transparenz in Bezug auf die Finanzen des Bistums, Brasilien-Projekt der CPP (Demetrius) / Zusammenarbeit mit MISEREOR und Bistumsjubiläum 2005.

Der Rückblick auf den Begegnungstag am 24.4. in Nienberge in der **April-Sitzung** war ernüchternd: Nur drei Gäste haben teilgenommen. Der Name »Freckenhorster Kreis« sagt vielen aus der jüngeren Generation nichts mehr. Dennoch - so die übereinstimmende Meinung - war der Tag nicht umsonst. Wenn unser Kreis nicht aussterben soll, kommt es darauf an, immer wieder neu andere Mitmenschen einzuladen und gezielt anzusprechen.

Daß es auf die Unterschriften-Aktion des AK Ökumene weit über 100 positive Rückmeldungen gegeben hat, freut uns. Beim Markt der Möglichkeiten im Rahmen des Bistumstages/Bistumsjubiläums am 2.7.2005 in Münster wollen wir uns mit einem Info-Stand beteiligen. Für die Jahrestagung am 1./2.10.2004 in Freckenhorst hat der Fachmann für Organisationsentwicklung Valentin Dessoys aus Mainz seine Zusage gegeben.

In der **Juni-Sitzung** berichtet Ferdi Kerstiens zunächst von der Tagung der AGP in Heppenheim zum Thema »Globalisierung«. Außerdem haben wir uns noch einmal ausführlich mit der Unterschriften-Aktion des AK Ökumene beschäftigt. Der Bischof ist über das Ergebnis unserer Aktion unterrichtet worden und hat uns auch geantwortet. Der Briefwechsel mit dem Bischof soll in den FK-Informationen veröffentlicht werden. Im Verlauf des Gesprächs über die Unterschriften-Aktion tauchte immer wieder das Problem der Medien- und Öffentlichkeitsarbeit unseres Kreises auf: Was wird wann und wie von wem wohin berichtet bzw. wo ist etwas abrufbar?

Folgende Gäste konnten wir in der **Juli-Sitzung** begrüßen: Dr. Josef Sayer und Michael Kleine von MISEREOR, Johannes Becker, Christel Bußmann und Hermann Steinkamp. Dr. Sayer freute sich besonders über die Anwesenheit seines früheren Lehrers Hermann Steinkamp, bei dem er den Umgang mit Konflikten und das Durchstehen schwieriger Auseinandersetzungen gelernt habe. In seinen detaillierten Ausführungen über den weltweiten Einsatz von MISEREOR wählte er folgende Schwerpunktbereiche aus: Kolumbien, das AIDS-Problem - vor allem in Afrika, Irak und die Folgen der Bush-Politik, China und Nordkorea. Nach den Ausführungen von Dr. Sayer entwickelte sich ein lebhaftes und informatives Gespräch.

Unter anderem haben wir uns in dieser Sitzung außerdem dazu entschieden, am 17. September zu einem »Hans-Werners-Gedenkabend« nach Nienberge einzuladen. (Hans Werners wäre in diesem Jahr 90 Jahre alt geworden.)

In der **September-Sitzung** werden zunächst letzte Absprachen für das »Hans-Werners-Gedenken« am 17.9., für die Jahrestagung am 1./2.10.2004 in Freckenhorst und für die Abendveranstaltung am 26.11.2004 mit Prof. Dr. Gotthold Hasenhüttl getroffen. Gabriela Schulz berichtet vom AK Armut, der sich erfreulicherweise vergrößert hat.

Da Angelika Wilmes ihren Ausstieg aus der »Verwaltung« des FK angekündigt hat, steigen wir in die Diskussion um die Neustrukturierung der Organisation des FK ein.

Nach einem Rückblick auf die Jahrestagung des FK am 1./2.10. in Freckenhorst (Es gab viele positive Rückmeldungen. Der Referent Valentin Dessoy war nüchtern, kenntnisreich und provokant.) haben wir in der **Oktober-Sitzung** Dr. Arnd Bünker begrüßt. Er stellt seine Promotionschrift vor: »Missionarisch Kirche sein - eine missionswissenschaftliche Analyse von Konzepten zur Sendung der Kirche in Deutschland«. In der anschließenden Aussprache wird viel Zustimmung signalisiert. Arnd Bünker erklärt sich bereit, beim Forum des FK (»Gemeinde der Zukunft in der Vielfalt ihrer Akzente«) beim Bistumstag am 2.7.2005 in Münster ein Impulsreferat zu halten.

In der **November-Sitzung** ging es schwerpunktmäßig um eine neue Organisationsstruktur für den FK. Die Pläne sollen in der ersten Hälfte des Jahres 2005 umgesetzt werden. Außerdem wurden verschiedene Anfragen besprochen und Termine für das nächste Halbjahr festgelegt.

Sprachstörungen

» ... die Seele baumeln lassen ...«

Angelika Wilmes

Unsere Sprache lebt. Das jedenfalls will sie uns fast täglich beweisen. Der gute alte deutsche Wortschatz, scheinbar so sicher verwahrt zwischen den staubigen Seiten der Wörterbücher, ist keineswegs tot - im Gegenteil. Er wuchert geradezu. Neue Redewendungen von plumper Bildhaftigkeit, ausgesät von Politikern und anderen Prominenten, ätzen sich durch pausenlose Wiederholung in unser Sprachzentrum und finden von da ihren Weg in alle Lebensbereiche. Sie breiten sich mit nie dagewesener Geschwindigkeit aus, und wo sie wuchern, »wächst kein Gras mehr«. Differenzierte, nuancierte, präzise Ausdrücke werden zu »bedrohten« oder gar »ausgestorbenen Arten«.

Seit geraumer Zeit geistert die »baumelnde Seele« durch die gesprochene und geschriebene Sprache. Reisekataloge, Prospekte der Wellnessstudios und Gesundheitsfarmen ebenso wie Pfarrbriefe und Veranstaltungskalender kirchlicher Tagungshäuser – alle ermuntern uns, die Seele baumeln zu lassen.

Möchte ich das? Nein, die Vorstellung meiner baumelnden Seele ist mir eher peinlich. Ähnlich den Uhren auf Salvadore Dalis Bild »Zerrinnende Zeit« sehe ich sie vor mir, die »arme Seele«: teigig zerrinnend, schlaff und beutelig, ein antriebsloses, trauriges Etwas! Diesen Zustand möchte ich mir und meiner Seele nicht zumuten; denn ich weiß aus Erfahrung: Er macht mich verdrossen.

Ich frage mich: Was fasziniert meine Zeitgenossen an derartigen sprachlichen Schnellschüssen, die binnen kurzem alle feineren Nuancen aus dem öffentlichen Sprachgebrauch ausmerzen? »Baumelnde Seelen«, wohin man schaut, »losgetretene« Problemlawinen, »Zeitkorridore« und »Zeitfenster«, Gespräche und Verhandlungen »in Augenhöhe« und was sich an metaphorischen Geistesblitzen sonst noch findet. Ist es die Furcht vor dem plötzlichen Blackout? Braucht der Redner ein Gelände einprägsamer feststehender Floskeln, an dem er sich entlanghangeln kann? Jedem kann ja im entscheidenden Moment der passende Ausdruck entfallen.

Aber vergessen Sie mal die »baumelnde Seele«! Unmöglich!

**Freckenhorster Kreis
Albachtener Str. 101 e
48163 Münster**

FK-Büro: Freckenhorster Kreis
c/o: Ludger Funke

Friedhofsallee 100 A
47198 Duisburg

Telefon (0 20 66) 3 32 60
Telefax (0 20 66) 41 58 01

E-Mail: fk-buero@gmx.de
Internet: www.freckenhorster-kreis.de

Redaktion: Angelika Wilmes,

Albachtener Str. 101e e,
48163 Münster

Telefon (0 25 36) 14 08
Telefax (0 25 36) 34 49 46
E-Mail: fk-wilmes@t-online.de

Unsere Konten: Darlehnskasse im Bistum Münster
(BLZ: 400 602 65)

Verantwortlich: Ludwig Wilmes (Adresse siehe Redaktion)

Beitragskonto: 37 99 700
(Mitglieder (M): 35 Euro • Interessenten (I): 7,50 Euro)

Brasilienkonto: 37 99 701

Amparo maternal: 37 99 702

Ukraine: 37 99 703

Demetrius: 37 99 705